

(Nachdruck verboten.)

1) Zwischen zwei Scherzen.

Erzählung von L. Berni.)

I.

„Ha, ha, ha, Vanilleneis, das paßt vorzüglich!“

„Auf wen denn?“

„Auf Bianca von Sassonovo — eines der üblichen Bonmots unseres Beppo.“

„Na, an dessen Witze sind wir gewöhnt, seine Zunge fließt ja immer an seinen lieben Mitmenschen herum. . . .“

Diese Bemerkungen kamen von einer Gruppe eleganter Herren und Damen in einem der elegantesten Salons von Florenz, aus einem parfümierten molligen Halbdunkel, zwischen kostbaren Nippesachen, schweren Palmblättern, warmen orientalischen Farben, aus jener wohligen weichlichen Umgebung, deren gedämpftes Licht die scharfen Kontraste, die harten, geometrisch genauen Linien, die die Tageshelle bloßlegt, zu verwischen scheint, wo alle Nuancen verschmelzen — die moralischen nicht weniger als die der Leppiche und Vorhänge.

„Na, laßt es gut sein,“ unterbrach die Frau vom Hause, die in einem Kreise alterprobter Verehrer und unreifer Jünger thronte, „die Gräfin Sassonovo ist eine vortreffliche, kleine Frau, viel zu gut für Euch.“

„Wer leugnet das, Marquise? Auch Vanilleneis ist vortrefflich.“

„Und geschiedt muß sie auch sein,“ fuhr die Marquise mit einem nachsichtigen Seitenblick auf den Unterbrecher, Beppo de Neri, fort, „eine kluge kleine Frau, so schön, mit dem faden Gecken von Mann — dabei unmahbar wie eine Madonna . . .“

„. . . aus Eis,“ ergänzte de Neri halblaut, mit einem tiefen Blick in die Augen seiner Nachbarin, einer lebhaften Brünnetten. . .

Diese Plattheiten klangen weniger platt in der aristokratischen, dem Schönheitsstimm schmeichelnden Umgebung, wie uns der gewöhnlichste Wein besser erscheint, weil er aus kristallener Flasche kommt.

„Freilich,“ fuhr die Marquise fort, indem sie sich bequem in ihre Sofaede zurücklehnte und große Rauchwolken aus ihrer Cigarette blies, „freilich muß man nachsichtig mit ihr sein, armes Frauchen.“

„Nachsichtig? und warum?“

„Zimmer hat sie auf dem Lande gelebt, unter den Zittichen ihrer Klosterlichen Tante, Ida, jetzt haust sie da oben in Fiesole — wie soll man es ihr da übel nehmen, wenn sie nicht recht in der Welt zu leben weiß. . .“

„Oh, das lernt sich, das lernt sich! Sie geht schon viel mehr aus und man merkt ihr an, daß sie nicht ungelehrt ist — gewisse Eleganzen, kleine Kotetterien . . .“ es war der Hausherr, der sich so vernehmen ließ, ein sorgfältig zurecht gestuftes Alter, den heute irgend ein Wunder in den Salon seiner Frau verschlagen hatte. Dieser schienen seine Worte zu mißfallen; sie antwortete nur mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Verzeih,“ sagte er pikiert, „es giebt Sachen, von denen Ihr Frauen wirklich nichts versteht. Ihr reizt die Augen auf um eine Windmühle, weil sie klappert, und gebt nicht acht auf die stillen tiefen Wasser. Ich sage Dir, das Frauchen macht sich, mausert sich heraus . . . noch kurze Zeit, und sie wird von einem Chic sein . . . oh . . .“ und hier vollendete er seinen Gedanken mit einer Lieblingsgeste, indem er seine Fingerspitzen küßte und mit einer Handbewegung den Kopf in die Ferne sandte; so deutete er an, daß es sich um etwas ganz besonders Schmachhaftes, den Gaumen kitzelndes handle; dann rieb er sich beschuldigend die Hände, wie der erfahrene Kenner und Feinschmecker, dem gewisse Erinnerungen und Hoffnungen das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen. —

Unterdessen eilte die kleine blonde Frau, mit der sich ihre lieben Mitmenschen so eingehend beschäftigten, in ihrem winzigen Coupé die Via Cavour hinab zu ihrer Villa unterhalb Fiesole. Sie hatte einen Handschuh ausgezogen und streichelte mit der kleinen weißen Hand an einem Sealskin-Mantel, den

*) Das italienische Original ist im Verlage R. Demporad u. Sohn in Florenz erschienen.

sie vor kurzem gekauft hatte: „Wie der Alberto gefallen wird“, sagte sie zufrieden vor sich hin.

Von den Menschen, die sie eben gesehen, dem leeren Gepoluder, das sie gehört, war ihr keinerlei Eindruck geblieben. Ihr war die mit dem Gesellschaftsleid angezogene Lebhaftigkeit noch fremd, neu war ihr die überprudelnde Natürlichkeit, von der gewisse Kreise der guten Gesellschaft so große Mengen konsumieren. In dem Kreuzfeuer leerer oder zweideutiger Phrasen, bei dem lauten Gelächter über nichts und gar nichts, fühlte sie sich immer ein wenig verloren, wie in einem fremden Element. Und mit der kleinen, mit Grübchen bedeckten Hand fuhr sie fort, kindisch vergnügt an ihrem Pelz herumzustreicheln, als plötzlich ein Schatten, den sie vorbeihuschen sah, ihre Aufmerksamkeit ablenkte. Ihr Blick fiel auf eine Frauengestalt, die eilig dahin schritt — diese etwas edigen Schultern, diese energische und doch elegante Gangart mußte sie doch kennen . . . aber woher nur? Wer konnte es sein? Unterdessen wandten sich die Schultern in eine Querstraße.

II.

Das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Bianca saß in ihrer Villa unterhalb Fiesole, im warmen Zimmer, mit allen Annehmlichkeiten für Geist und Körper umgeben. Sie hatte einen Band Gedichte von Gabriele d'Annunzio aus dem Bücherstank gelangt, wo ihnen zwischen einem Bourgeoisroman und einem „Leben Jesu“ von Didon ein Zwangsdomizil bereitet war und las still vor sich hin, nur von Zeit zu Zeit einen Blick über die bedeckte Terrasse in den Park werfend. Der Himmel mit seinem klaren, zarten Blau, die von Reif schimmernde Erde hatten einen strengen, erbarmungslos winterlichen Ausdruck. Sie blickte hinaus und rückte zusammenschauernd der großen Flamme des Kamins näher. Plötzlich fuhr sie leicht zusammen: waren das nicht die bekannten Schultern? Es war nichts Auffallendes daran, daß Fremde in den Garten kamen, um vom Gärtner Blumen zu kaufen; aber diese braune Frau mit dem einfachen Anzug und der vornehmen Erscheinung, an wen erinnerte sie Bianca doch — wer mochte es nur sein? Während sie sich den Kopf zerbrach, schritt die Gestalt in Begleitung des Gärtners noch einmal vorbei, und diesmal warf sie beim Vorübergehen einen flüchtigen Blick nach dem Fenster. . . .

„Elise!“ rief Bianca aus, ganz rot vor Freude.

In einem Augenblick war sie in ihrem Schlafzimmer, klingelte ungeduldig, befreite sich von den eleganten orientalischen Pantöffelchen und begann ein Paar dicke Stiefel anzuziehen. „Elise!“ fragte sie vor sich hin, „wer weiß, warum sie mich nicht erkannt hat!“ . . . Und sie ließ vor ihrem Geiste vorüberziehen, was diese Erscheinung in ihr geweckt hatte: die Pension, in die man sie von zwölf Jahren gleich nach dem Tode der Mutter gesandt hatte, die Gefährtinnen und unter den größeren auch Elise, so anders als die anderen! . . . Wie stolz sie gewesen war auf die freilich etwas bemutternde Freundschaft, die ihr das ältere Mädchen zugewendet hatte! Denn Elise war, obwohl etwas seltsam und verschlossen, ein weitherziger und sehr geschiedter Mensch. Und wie wurde sie trotz ihres etwas würdebollen und einschüchternden Wesens von den Gefährtinnen geliebt! Und Bianca beklagte, wie sie schon oftmals beklagt hatte, daß ihre Pensionszeit so kurz gewesen war, daß man so schnell dieses bißchen lebendigen Lebens, das einzige, was ihr je gegönnt worden war, abgebrochen, sie so schnell unter dem Grabstein, der sich Tante Ida nannte, beerdigt hatte! Arme Tante Ida! Nicht, daß sie hart und strenge gewesen wäre — aber ihr Gemüt war verdorrt und verdorrt, und ihr Leben verrann zwischen dem Summen von Rosenkränzen und dem Stopfen von Strümpfen, bei einer geistigen Diät, bei der der Lebensappetit ihrer Schutzbefohlenen wahrhaftig nicht satt werden konnte.

Während ihr diese Erinnerungen durch den Kopf zuckten, eilte Bianca, die Schleppe über den Arm werfend, achtlos in Schleier und Shawl gehüllt, in den Garten hinaus, mit einer Hast und Ungeduld, die ihr sonst fremd waren. Als sie beim Treibhause auf einem Hügel der Anlagen anlangte, öffnete sie die Thür eilig und ward der Gesuchten ansichtig, die sich fast gleichzeitig nach einer Seitenthür wandte. Ebenso hastig warf

auch Bianca die Thür wieder ins Schloß, denn in dem flüchtigen Augenblick war ihr zweierlei klar geworden: daß die junge Frau wirklich ihre Freundin war, und auch, daß sie sehr elend und ärmlich aussah. Und so eilte sie den auf beiden Seiten von einer hohen Hecke eingefassten Gartenweg entlang, in den Elise von der Seitenthür kommen mußte. In wenigen Augenblicken standen sie einander gegenüber.

„Elise, Elise, kennst Du mich denn nicht wieder? Bin ich denn so alt geworden? Erkennst Du wirklich Deine kleine Bianca nicht wieder?“

Es lag soviel warme ursprüngliche Herzlichkeit in den Worten, soviel bezwingende Anmut im Ausdruck, daß die Angeredete es nicht über sich gewann, in ihrer strengen Starrheit zu beharren. Sie wollte kühl und unnahbar bleiben, aber gegen diese trenen blauen Augen, die sie mit fast kindlicher Zärtlichkeit ansahen, war sie nicht gewaffnet.

„Du erinnerst Dich meiner noch?“ antwortete sie mit leiser, fast feierlicher Stimme.

„Freilich! Ich habe so oft an Dich gedacht. Als Du damals nach Piemont zurückgingst — war ich daran schuld oder Du? — ich weiß es wirklich nicht, wer zuerst zu schreiben aufhörte. Was hat's immer gekränkt. . .“

„Du warst schuld, wenn unser Briefwechsel einschloß. Nachdem Du mir Deine Verheiratung angezeigt hattest, blieb mein Glückwunschschreiben und noch ein anderer Brief unbeantwortet.“

„So? wirklich? Nun, zu verwundern ist es nicht; Du weißt ja, wenn man jung verheiratet ist, wie es geht. . . und noch dazu, ein Mensch wie ich, immer auf dem Lande gewesen, an das einförmige Leben gewöhnt und dann so plötzlich in diesen Strudel gerissen. . . ich war immer wie im Traum.“

„Und deshalb schreibst Du nie? . . .“

Elise gestand nicht ein, daß sie damals und auch später etwas ganz anderes gergewöhnt hatte. Gatten sich nicht einige von denen, die sie zu ihren besten Freunden gerechnet hatte, von ihr abgewendet, seit sie Dejahannis geheiratet hatte?

„Deshalb“, sagte Bianca einfach, „aber gefragt habe ich immer nach Dir, und so hörte ich auch von Deiner Verheiratung“, fügte sie lebhafter hinzu, „eine so poetische Heirat, ein wahrer Roman!“

„Ach ja! das ist sehr, sehr lange her“, sagte die andere trocken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Glück.

Von Helene Westermard.

Deutsch von Ernst Draufewetter.

Niemand konnte es glauben, weil man es nicht sah. Aber oft sind die verborgensten Kräfte die stärksten.

Es verhielt sich nämlich mit Marie so, daß sie die treibende Kraft im Probsthause war, einer dieser starken, wenn auch unsichtbaren Mäder, die niemals stehen bleiben dürfen, weil dann die ganze Maschinerie im selben Augenblick stehen bleiben würde.

Der Probst selbst war alt und hatte sich übrigens niemals um Hofwirtschaft gekümmert, die Probstin war kränzlich und stets mit ihrer Krankheit beschäftigt, und ihre Kinder waren alle aus dem Nest geflogen, entweder verheiratet und hatten ihr eigenes Heim gegründet oder sie studierten, Söhne wie Töchter. „Die Familie gehörte noch zu den alten gelehrten Pfarrern und Professorenfamilien, die die Bücher über das Geld stellten“, pflegte der Probst mit Stolz zu sagen, wenn auch den Worten ein kleiner Seufzer folgte, so oft er auf dem Postamt all die rekommandierten Briefe an seine männlichen und weiblichen Studenten in Helsingfors einlieferte.

Marie war im Probstthof aufgewachsen. Während des „Notjahrs“ kam sie oben von Oesterbotten mit den bleichen, verkommenen Scharen, die südwärts zogen, um Brot zu suchen. Ausgehungert, bebend vor Krankheit und Kälte, waren ihre Eltern hingestürzt, als sie die Schwelle des Probstthofes überschritten hatten, um niemals mehr aufzustehen. Aber Marie wurde am Leben erhalten und blieb auf dem Probstthof. Wo sollte sie auch hin, da sie nirgend heim gehörte?

Anfangs wurde sie halb als Kind gehalten, mußte aber gleich die Arbeit eines Erwachsenen ausfüllen, während Probstens Kinder, die in gleichem Alter waren, gar nichts thaten, wenn sie in den Ferien daheim weilten. Aber Kind durfte Marie niemals sein. Wollte sie einmal der eingesperrten Lebensfreude Luft machen und anfangen mit den andern Kindern zu spielen und zu springen, da ließ die strenge Zurechtweisung der Probstin niemals lange auf sich warten: „So ein großes Mädchen hat wohl was anderes zu thun, als mit den Kindern zu laufen.“ So wurde das Mädchen mit der

frohen Seele und den jungen geschmeidigen Gliedern früh in das harte Joch der Arbeit und der täglichen Pflichten gespannt.

Zuerst war sie Hühnermädchen, sie schwang sich aber schnell empor. Das österrötmliche heiße Blut brannte in ihren Adern, empor mußte sie. Sie lernte mancherlei, obwohl das, was sie lernte, nicht in Büchern stand — Buchgelehrsamkeit war nur für die Probsttinder. Sonderlich hochgeachtet wurden ihre Kenntnisse nicht, auch bekam sie nicht viel Lohn für ihre Einsicht. Aber sie wurde allmählich unentbehrlich im Probstthof. Wenn sie einmal eine Woche Urlaub bekam, war es ganz merkwürdig, wie ihre Arbeit veräuert wurde. Der Probst ging umher und war mit allem drinnen und draußen unzufrieden, die kränkliche Probstin erlag der Last des Haushalts, und die Jugend fand alles fehlerhaft. Aber kaum war Marie zurückgelehrt, so verschwand alles Unbehagen, wie der Nebel in einem Augenblick zerfliehet, wenn der frische Morgenwind daherkommt. Alles ging wieder von selbst. Niemand dachte daran, woher das kam, denn alles war, wie es sein sollte.

Unter all dieser Arbeit war das anfängliche Hühnermädchen, das klein, dünn und blaß von dem Hunger des Notjahres gewesen war, herangewachsen, groß und schlank, kräftig und rotwangig geworden mit leuchtendem, gekräuseltem, blondem Haar trotz des Kammens mit Wasser, und trotz aller Proteste der Frommgesinnten in der Gemeinde, die „Probstens Marie“ als ein „Satanswerk“ bezeichneten, erschaffen, die Augen der Männer zu verlocken.

Marie selbst dachte niemals an all die Arbeitsmühe, merkte niemals, wie viel Stunden des Tages im Probstthof für sie sich in Arbeitsstunden verwandelten. Schnell und flink ging ihr alles von der Hand, was sie machte; sie wußte von allem in und außer dem Hause Bescheid. Und Kräfte hatte sie, daß sie eines Knechts Arbeit auf dem Acker und der Wiese während eines langen, heißen Sommertages hätte ausführen können. Das thum übrigens viele Frauen in Oesterbotten.

Marie war so jung, frisch und froh infolge all' ihrer Kraft und Gesundheit. Sie war die Lustigste bei allen Festen, die Gefeiertste bei allen Tänzen und sang am Sonntagabend auf der Schaukel, daß es im Walde widerhallte.

Daß ein solches Mädchen Freier hatte, versteht sich von selbst. Man sagt, daß mehr als ein Hofbesizersohn zu Marie auf Freiersfühen kam; aber es heißt auch, daß alle gingen, wie sie kamen. Dann plötzlich verlobte sich dieses hübsche, flotte Mädchen mit einem kleinen, häßlichen, unbedeutenden „Kerl!“ Wie und wo sie sich kennen gelernt hatten, wußte niemand. Er war nicht aus der Gemeinde gebürtig, sondern von irgendwo weit her, aber niemand wußte, wann und woher er gekommen. Man meinte, es müsse mit ihm eine besondere Bewandnis haben, denn dem gesunden Bauernverstand ist alles Fremde verdächtig. Er sah fast jugenhaft aus, hatte einen stillen Blick und langsame, ungeschickte Bewegungen, außer wenn er in Zorn geriet. Hatte er ein oder zwei Gläser getrunken, war er wie toll und griff gleich nach dem Messer. Dieses scharfgeschliffene „Pumko-Messer“ führte er mit unvergleichlicher Geschicklichkeit, ob es galt zu stechen oder Holz zu schnitzen — denn von Beruf war er Holzschneider. Solche Holzschneider und Schnigarbeiten, wie die feinigern, hatte man im Dorfe noch nie gesehen. Der Schrein, den er Marie als Verlobungsgabe verehrte, war unübertrefflich.

Aber er blieb ein Bummler und Taugenichts, träge, ohne Arbeitslust und schwerfällig, so daß er sich weder Arbeit zu beschaffen wußte, noch die Bestellungen nach Wunsch auszuführen.

Niemand konnte begreifen, daß Marie an einem solchen Bräutigam Gefallen finden konnte. Sie bekam auch genug spöttische Reden zu hören. Selbst der Probst fand sich veranlaßt, Marie einige warnende Worte über menschliche Kurzsichtigkeit und die Schwierigkeit der menschlichen Verhältnisse zu sagen.

Marie schwieg auf all diese Reden, und niemand wußte, was sie dachte. Aber sie ging mit irgend einem stillen Gedanken umher, das merkte man, denn ihre Wangen wurden immer blässer, ihr Lachen weniger froh, ihre Lieder weniger lustig. Und es konnte so gar vorkommen, daß sie ihre fleißigen Hände in einander faltete, als wollte sie sich für einen Augenblick Ruhe schaffen, ihre wirren Gedanken zu ordnen.

Und dann stand sie eines Tages plötzlich im Arbeitszimmer des Probstes und sagte, sie müßte den Dienst bei ihm verlassen. Sie wollte nach Amerika — und Jamme auch. Sie wollten drüben erst Dienste annehmen, dann aber, wenn sie sich ein wenig an das fremde Land gewöhnt hätten, sich verheiraten und drüben ein eigenes Heim gründen.

Sie sagte das alles in einem Atemzug, als fürchtete sie, etwas zu vergessen oder steden zu bleiben, wenn sie es nicht auf einmal sagte. Als sie aber mit dem „eigenen Heim“ schloß, bekamen die Worte einen seltsamen tiefen und schönen Klang.

Es war durchaus keine leichte Sache, mit dem Probst zu reden. Die meisten seiner Gemeindeglieder gingen zu ihm voll Angst und Beden, denn wenn er anderer Meinung war, als der, mit dem er sprach, stellte er sich ganz unwillkürlich, that, als wenn er nicht begriff, verdrehte und verkehrte die Worte, fragte und forschte aus, bis er etwas ganz anderes herausbekam, als der Redner hatte sagen wollen. Wenn er die Sache so verdreht in seiner Hand hatte, begann er sie „Marzulügen“ und dann gewöhnlich seine eigene Ansicht durchzusetzen, überzeugt, daß dieses die einzig richtige wäre, die einzige, die Trost und Hilfe gewähren könnte. Der Probst war nicht so leicht durch Ueberraschung aus der Fassung zu bringen; aber die Mitteilung

Maries kam so unvertretbar, daß er im ersten Augenblick kein Wort zu sagen vermochte. Aber durch seine Lebenserfahrung und häufige Anwendung hatte er doch so wohl abgerundete Principien, daß er auch schnell sich eine Ansicht über die Auswanderung bilden konnte. Und dann brach es los:

Die Auswanderung wäre der große Feind, des Probstes, des Landes, des Volkes gemeinsamer Feind, der aus allen Kräften bekämpft werden müßte. Seit Jahren hatte der Probst sein stammendes Schwert der Beredsamkeit gegen diesen Feind geführt. Darum hatte er nun gleich die erschütterndsten Schilderungen all der Unannehmlichkeiten, Mühen und Gefahren bei der Hand, die den Auswanderern drohten. Der Mensch solle daheim bleiben auf dem ihm von Gott im Leben angewiesenen Plage, ob er nun hoch oder niedrig sei, geehrt oder gering, nur so könnte man wirklich glücklich werden, nur so könnte die von Gott geschaffene Weltordnung aufrechterhalten werden.

Der Probst sprach sich warm, wie er da behaglich in seinem bequemen Sessel zurückgelehnt saß und lange saugende Züge aus seiner Pfeife nahm, wie er es zu thun pflegte, wenn er tief überzeugt war von der Wahrheit dessen, was er jagte.

Die israelitische Sklaverei in Aegypten hätte die Menschen lehren sollen, was Sklaverei in fremden Ländern sagen wollte. Und wer sich nicht durch das Wort der Schrift warnen lassen wollte, fände in den Zeitungen Berichte von dem Mißgeschick und den Widerwärtigkeiten der unglücklichen Auswanderer. Nein, Marie thäte jedenfalls am besten, daheim zu bleiben! Wollte der Jamme auswandern, sollte sie ihn in Gottes Namen allein reisen lassen! Hätte es Marie nicht gut hier? Hätte sie nicht seit vielen Jahren hier ein Heim gehabt?

Der Probst that einen langen Zug aus seiner Pfeife und wollte seine unterbrochene Zeitungslektüre wieder aufnehmen, in dem behaglichen Bewußtsein, seine Pflicht als guter Patriot erfüllt zu haben, während er zugleich ein stilles und süchtiges Mädchen davon abgehalten hatte, eine große Dummheit zu begehen. Und dazu kam, daß er selbst vor einem großen Verlust bewahrt blieb, der auf alle Arten in seinem Heim fühlbar geworden wäre, mit dem er jetzt alle Ursache hatte, zufrieden zu sein.

Marie hatte die ganze Zeit still dagestanden und mit andächtig gefalteten Händen, wie sie den Worten des Probstes in der Kirche lauschte, dagestanden. Sie war nicht gewöhnt, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen, und darum verneigte sie sich und antwortete, der Herr Probst hätte sicher immer Recht und auch sie hätte gehört, daß viele große Widerwärtigkeiten in Amerika überstanden hätten.

Aber dann erzählte sie, als wenn die Sache sich auf etwas ganz anderes bezöge, daß Jamme einen Bruder hätte, der lange in Amerika gelebt hätte und sich dort sehr gut stände. Er hätte versprochen, sowohl ihr als Jamme Stellen zu beschaffen und schon die Willeis zur Ueberfahrt gekauft und geschickt. Denn, der Herr Probst müßte doch einsehen, daß der Jamme fort müßte, für ihn sei es absolut notwendig; hier daheim würde niemals etwas aus ihm werden, denn hier verlockten sie ihn zum Trinken und Raufen. Für einen in seinem Fach so geschickten Menschen, wie er, wäre es in Amerika eine Kleinigkeit, emporzukommen, hätte der Bruder geschrieen. Und Dienstmädchen, die etwas könnten, bekämen gute Stellen, schrieb der Bruder auch. Aber so bald wie möglich, wollte sie und Jamme ein eigenes Heim begründen.

Während Marie sprach, blickte sie auf ihre starken Arme und großen arbeitsgewohnten Hände herab. Sie gaben ihr Heimatsrecht überall! Sie stand da, so sicher bewußt, daß sie ihr Schicksal in ihrer eigenen Hand hielt, und die Schlüsselworte bekamen wieder den wunderbar tiefen, starken Klang.

Der Probst war so überrascht über diese handlungsfähige Entschlossenheit und insbesondere über das unwiderstehliche Faktum, daß die Willeis schon vorhanden waren, daß er sowohl seine Pfeife, als seine Zeitung vergaß. Marie wurde in Ungnade „auf eigenen Wunsch“ aus dem Dienste entlassen, wie in ihrem schönen Entlassungsschein stand. Seinem Aerger über „den verrückten Einfall“ machte der Probst später in seinem Familientreue Lust und blieb für mehrere Tage sehr schlechter Laune. Denn, abgesehen davon, daß sein Haus einen fühlbaren Verlust erlitt, würde auch das Beispiel, das Marie gab, den verderblichsten Einfluß auf die Neugier der Jugend haben, die Auswanderungsneigung, die der Probst so streng verdammt und unterdrückt hatte, würde natürlich wieder aufflammen. Um diesem Unheil vorzubeugen, wurde seine nächste Sonntagspredigt ein dommerndes Anathema über die Unzufriedenen, die nach jenem weltlichen Gewinn und Besitz hinausführen, die der Noth und die Motten zerfräßen. Und diesem Text ließ sich ungeachtet die Auswanderungslust anfügen.

Nach dieser Predigt mußte sich Marie natürlich von Gott und Menschen verlassen vorkommen. Sie ging den ganzen Sonntag mit verweinten Augen umher; aber, trotz der Thränen und der demüthigen Miene, schien die Zerklüftung doch nicht recht bis zum Herzen gedrungen zu sein, denn es lag etwas von der neuerwachenden Frische des Morgens über dem jungen Antlitz und in ihren schnellen Bewegungen etwas von der Raschlosigkeit der Zugvögel, wenn sie sich zur Abreise rüsten.

Einen Monat später war sie reisefertig. Sie war an Bord des großen Auswanderer-Dampfschiffes gegangen, das schnaufend im

Hasen lag und seine gewaltige tote und lebende Ladung aufnahm. Marie befand sich unter den vielen verschiedenen Dingen auf dem Zwischendeck. Sie saß auf ihrem rotgemalten Kasten, der alles enthielt, was sie besaß an Gütern dieser Welt, und ein Stück von ihr stand ihr Jamme an der Reeling, sauber gekleidet, ordentlich, hinaus-sinnend. —

Kleines Feuilleton.

— Die menschliche Ruhelage im Schlafe. Ueber dieses Thema wird der „Alln. Volkszeitung“ geschrieben: Eine wenig besprochene Frage ist die Ruhelage des Menschen. Die einen schlafen auf dem Rücken, andere links oder rechts, wieder andere sogar auf dem Bauche. Sicher spielt hier die Gewöhnung eine große Rolle, was beispielsweise daraus erhellt, daß Schlafende nach einem an ihnen vorgenommenen Lagewechsel fast regelmäßig wie unwillkürlich in die gewohnte Lage zurückkehren. Das gilt nicht nur von dem Verhalten des Rumpfes, sondern auch von der Stoffhaltung und den Gliedern, ja sogar von kleinlichen Einzelheiten. Wenn aber die Ruhelage überhaupt ein gesundheitliches Interesse hat, dann ist jeder unzweckmäßigen Gewöhnung entgegenzutreten und damit die Frage bedingt: Welche Lage ist die gesundheitslichste?

Unzweifelhaft ist die Bauchlage durchaus unzulässig, nicht nur wegen der Zusammendrückung des Brustkorbes und der Atmungsbehinderung, sondern auch wegen des Druckes auf die Verdauungswerkzeuge und die Unterleibsorgane. Freilich giebt es Leute, welche in dieser Lage am angenehmsten schlafen, überhaupt erst in solcher Lage Schlaf zu finden behaupten. Nicht minder auszuschließen ist die linke Seitenlage wegen der Druckwirkung auf Herzmuskel und der Erschwerung der Herzthätigkeit. Ich will gar der schweren Träume und des unruhigen Schlafes nicht gedenken, den man dieser Lage zur Last gelegt hat; sie verschwinden gegenüber den organischen Fehlern, welche die Dauervirkung mechanischer Bewegungsstörungen des Herzens zur Folge hat.

Eine veraltete Gewöhnung ist bekanntlich schwer zu bekämpfen, und deshalb ist Eltern, wie allen denen, welche die Fürsorge der Jugend übernommen haben, um so dringender zu empfehlen, diesem Gegenstände ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Wähen dieselben also auf den Schlaf der Kleinen und ihre Nuheform und verbessern dieselbe eintretenden Falles so lange, bis sie sich die gewünschte Lage zu eigen gemacht haben. Erfolg hat man damit immer, wenn auch nach ungleich langer Zeitdauer. In hartnäckigen Fällen läßt sich aus der Lageraufmachung ein Hinderungsgrund schaffen, dessen Art und Einrichtung der Erfindungsgabe jeder Mutter oder Wärterin überlassen bleibt.

Den Seitendruck auf den Brustkorb teilt mit der linken die rechte Seitenlage und man könnte glauben, daß dies ausreichen würde, um auch sie als unzweckmäßig zu verurteilen. Das aber ist nicht unter allen Umständen der Fall. Es liegt in dieser bedingungsweisen Zulässigkeit die Ermittlung zu Grunde, daß die Bauch- und Linkschläfer nie, die Rechtschläfer manchmal, d. h. nach Tagen verhältnismäßiger Ruhe oder wenigstens nicht übermäßiger Arbeit auch in Rückenlage angetroffen werden, nicht also wie die ersten beiden Gruppen bloße Wohnheitsmenschen sind. Ueberanstrengung und Uebermüdung aber ist bei ihnen dauernd und damit auch die an sich fehlerhafte Seitenlage die Regel geworden. In dieser Verschiebenartigkeit der Vorbedingungen jedoch liegt, wie die Ursache, so auch — wie wir bald sehen werden — die Rechtfertigung für den Lagewechsel.

Die Vertreter der verschiedenen Ruhelagen sondern sich dementsprechend auch ziemlich streng nach Beruf und Erwerbsenergie, insofern als — von den Bauchschläfern zu schweigen — die Rücken-, Links- und gewöhnheitsmäßigen Rechtschläfer der ruhigen Daseinsform, die außergewöhnlichen Rechtschläfer vorab anstrengenden Berufszweigen anzugehören pflegen oder Personen von sehr ausgebildeter Erwerbsthätigkeit sind. Ich fand sie vornehmlich unter Lastträgern, Steigern, Radfahrern und Fußgängern. Bezeichnend ist bei ihnen auch die Körperhaltung, indem sie nicht in geradeaus gestreckter Lage, sondern mit tief vornüber gebeugtem Haupt und Rumpf, gesträumten Knien und angezogenen Oberschenkeln zu schlafen pflegen. Zufälligerweise kann ich Beobachtungen an meiner eigenen Person mit in die Waagschale legen. Sonst ein regelmäßiger Rückenschläfer, bin ich nach weiten, übermüdenden Fuhrturen außer stände, die Rückenlage beizubehalten, lege mich wie unwillkürlich auf die rechte Seite, aus der ich auch erwache; selbst Versuche, nach solchen Anstrengungen bei der altgewohnten Lage zu verharren, bleiben bei mir erfolglos. Es ist der Druck auf die Nervenansbreitung im Rückenrat und seine Fortleitung auf das Rückenmark, welche den Erschöpften nicht eben unter ausgesprochener Schmerzempfindung, aber unter deutlichem Unbehagen in diesen Lagewechsel treiben, und ich bin überzeugt, daß letzterer nicht nur durch einen starken Willen nicht überwinden werden könnte, sondern auch, wenn wider das natürliche Gefühl unterdrückt, schädlich wirken, die Ruhe-Empfindung und das Erfolgsgedühl beeinträchtigen würde. Auch die oben gekennzeichnete Körperhaltung während dieser Nuheform spricht für das Mehrbedürfnis an nervöser Entspannung.

Nach meiner Meinung verhält es sich deshalb mit der Ruhelage des Menschen beim Schlaf so, daß die Rückenlage die weitaus häufigste, natürlichste und belömmlichste ist, entsprechend den physischen Gesetzen und der Verteilung der Körperorgane, daß die Bauch- und linke Seitenlage allemal, auch die rechte Seitenlage dann zu bekämpfen ist, wenn sie gewöhnheitsmäßig ist und nicht

eine aus nervöser Ueberreizung entspringende zwingende Veranlassung hat. In diesem letzteren Falle ist sie nicht nur erlaubt, sondern auch wohlthätig, zu empfehlen und in der Heilkunde zu verwerten. —

Aus dem Tierreiche.

— Zwei gefährliche Feinde der Laubbäume sind die Larven des Weidenbohrers (Cossus ligniperda) und des Blausieb (Cossus Aesculi), die rote und weiße Holzraupe. Der Weidenbohrer legt mittelst seiner langen Legerröhre die Eier in tiefe Spalten der Rinde an der Basis der verschiedenen Laubbölzer, namentlich der Weiden und Pappeln, sowie anderer, besonders mit weichem Holze versehenen Bäume, nicht selten auch der Obstbäume. Da die Eier haufenweise gelegt werden, so leben die Raupen in größerer Anzahl, bisweilen mehr als 200, in demselben Stamme. Die jungen Raupen fressen zunächst gemeinschaftlich dicht unter der Rinde, gehen dann später aber in das Holz. Jede für sich frisst sich einen aufwärts steigenden Gang, der anfangs, entsprechend der Körpergröße des Tieres, nur schmal ist, nach und nach aber bis 15 Millimeter Durchmesser erreicht und einen ovalen Querschnitt hat. Die Raupe des Weidenbohrers überwintert zweimal im Holze. Das Blausieb legt die Eier meist einzeln an die untere Seite der Stämme. Die Raupe lebt in den verschiedensten Laubbäumen, ihre Gänge in denselben haben einen Durchmesser von 10 Millimeter und einen runden Querschnitt. Es kommt nicht selten vor, daß Bierbäume in Gärten, z. B. Eschen absterben, wenn sie von großen Mengen Blausieb-Raupen befallen werden. Kommen die Raupen in geringerer Anzahl vor, so sind sie für ältere Stämme nur wenig schädlich; die gebohrten Gänge bilden jedoch immerhin günstige Angriffspunkte für Fäulnis und andere Erkrankungen. Jüngeren Stämmen können sie leichter gefährlich werden. Die Bäume werden in ihrer Entwicklung geschädigt und können einem Windstoß leicht erliegen. Bemerkenswert ist ferner, daß die weiße Holzraupe nur in lebendem Holze frisst; sie wandert sogar aus abgestorbenen Teilen aus. Eine wirksame Bekämpfung dieser Schädlinge ist ziemlich schwierig. Wenn besonders wertvolle Bäume eine geringe Anzahl von Fraßspuren zeigen, so kann man versuchen, durch die Oeffnung der Löcher mittelst eines Drahtes die Raupen zu vernichten, was aber nicht immer praktisch durchführbar sein wird. Einen besseren Erfolg dürfte es haben, Schwefelkohlenstoff oder Petroleum (mit einem Maschinenöl oder einer kleinen Spritze) in die Gänge einzuführen. Entweder sterben dadurch die Raupen in den Gängen oder dieselben kommen nach kurzer Zeit heraus und müssen dann gesammelt und vernichtet werden. Außerdem empfiehlt es sich, alle derartigen Oeffnungen mit Cement, Gips oder Baumwachs zu verschließen. —

(Haus, Hof, Garten.)

Meteorologisches.

— Neue Versuche, die Wärme und Feuchtigkeit der Luft festzustellen, werden jetzt der „Fr. D.-Stg.“ zufolge im Waldgebiet der Oberförsterei Karzig (Neum.) und Neuhaus bei Berlin (Neum.) veranstaltet. Auf Veranlassung der Hauptstation des forstlichen Versuchswesens sind dort meteorologische Anstalten errichtet worden, und zwar hat die Oberförsterei Karzig (Neum.) vier solcher Stationen, die Oberförsterei Neuhaus zwei Stationen erhalten. In Karzig (Neum.) liegen zwei von den vier Stationen außerhalb des Waldes, zwei im Walde, und zwar eine davon auf freier Fläche und eine unter Bäumen. Diese Stationen sind mit verschiedenen, ganz genau funktionierenden Apparaten, als Thermographen, Hygrogaphen, Aspirationshygrometern usw. ausgerüstet und durch den Professor Dr. Mitterich-Eberswalde aufgestellt worden. Die Aufgabe der beiden Stationen ist, die Einwirkung des Waldes auf Temperatur und Feuchtigkeit der Luft festzustellen. Die beiden Oberförstereien Karzig Km. und Neuhaus hat man deshalb gewählt, weil die Waldzungen, die sich von Süden nach Norden erstrecken, im Osten und Westen von Ebenen begrenzt sind, die den Luftströmungen keinerlei Hindernisse in den Weg stellen. Die Beobachtung der Stationen erfolgt seitens der Forstbeamten zweimal täglich. Man will zunächst vier Jahre hindurch diese Beobachtungen fortsetzen und hofft dann, zu höchst wichtigen und der Wissenschaft dienenden Ergebnissen gelangt zu sein. —

Technisches.

t. Der Transport eines ganzen Hauses auf der Eisenbahn ist das neueste Kraftstück der amerikanischen Technik. Die Verschlebung von Gebäuden ist in den Vereinigten Staaten mit der Zeit etwas ganz Gewöhnliches geworden, und es hat sich sogar ein besonderer Berufsstand von Leuten herausgebildet, die die Durchführung solcher Arbeiten übernehmen. Man hat es fertig gebracht, in Chicago ganze Straßenzüge um einen bestimmten Betrag zu heben, man hat ein zweistöckiges Haus in die Luft gehoben und ein drittes Stockwerk darunter gebaut, man hat Landhäuser von einem Ort zum anderen und sogar auf Flößen über das Wasser geschafft, aber die Beförderung eines ganzen Hauses auf der Eisenbahn war doch noch nicht dagewesen. Im Staate Nebraska liegt die kleine Stadt Hemingsford, die als Hauptstadt eines Bezirks auch einen „Justizpalast“ besitzen mußte. Nun ist es aber bekanntlich mit den amerikanischen Städten ein eigen Ding, sie schieben aus dem Boden wie Pilze und können dabei niemals sicher sein,

nicht über Nacht durch irgend eine andere Stadt noch überflügelt zu werden. So hatte sich auch unfern von Hemingsford eine neue Stadt namens Alliance so rasch entwikkelt, daß sie die frühere Bezirks-hauptstadt aus dem Felde schlug und sich selbst an deren Stelle zu setzen vermochte. Damit hatte nun aber Alliance auch Anspruch auf den Besitz des besagten „Justizpalastes“. Das war ein recht bescheidenes Häuschen, wie es für eine kleine Stadt paßt, 15 1/2 Meter breit und etwas über 11 1/2 Meter in der Tiefe, dabei aber 15 1/2 Meter hoch. Wenn man es hätte abbrechen und in der neuen Hauptstadt wieder aufbauen wollen, so hätte das 120 000 M. gekostet, und man beschloß daher, was für die Amerikaner ja nahe lag, das ganze Gebäude 30 Kilometer weit fortzuschaffen. Da das dazwischen liegende Land ziemlich eben war, so schien den Leuten die Ausführung durchaus möglich. Man wandte sich demgemäß an einen Spezialisten für Hausverlegungen und dieser machte sich ans Werk. Das ganze Gebäude wurde nach erprobtem Verfahren vom Fundament gehoben, auf eine feste Plattform gesetzt und in Bewegung gebracht. Nachdem es aber erst einige Meter weit gekommen war, sah der Unternehmer, daß der 30 Kilometer weite Transport zu kostspielig werden würde und trat daher von seinem Kontrakt zurück. Nunmehr nahm die Verwaltung der dortigen Eisenbahngesellschaft die Sache in die Hand und beschloß kurzweg, das ganze Haus auf Eisenbahnwagen zu laden und durch eine Lokomotive nach seinem Bestimmungsort hinzuschaffen. Man setzte das Haus mit der Plattform auf vier Wagengestelle, die je 540 Centner zu tragen vermochten, und sicherte die Verteilung der Last und das Gleichgewicht durch starke Balken. Da aber das Haus nach jeder Seite mehr als fünf Meter über die Schienen hinausragte, so mußte noch eine besondere Vorkehrung getroffen werden, um es in seiner Lage sicher festzuhalten, was durch eine geeignete Belastung und durch die Anwendung von je zwei großen Kohlenwagen mit einer Ladung von 27 000 Kilogramm Kohlen vor und hinter dem Hause glücklich erreicht wurde. Jetzt konnte die Fahrt losgehen und in drei Stunden befand sich das Haus auf dem Bahnhofe der neuen Hauptstadt. Alles ging vortrefflich von statten, und die einzige besondere Arbeit, die sich als erforderlich erwies, war die Erweiterung eines Hohlweges der Eisenbahnlinie, durch den das Haus der Breite nach nicht hätte hindurch kommen können. Das erste technische Organ der Vereinigten Staaten, der „Scientific American“, bringt über den Versuch einen langen Artikel mit einer Abbildung, die das Haus während der Fahrt auf der Eisenbahn zeigt. —

Humoristisches.

— Das erste Mal. „Du wirst doch den leichtsinnigen jungen Menschen nicht heiraten, Kind — — nimm doch Vernunft an!“

„Später, liebe Großmama! Das erste Mal heirate ich grundsätzlich aus Liebe.“ —

— Ein Volksfreund. 1. Lebensmittelfälscher (zu seinem Kollegen, der Sagolörner und Druderschwarze durcheinanderküßt): „Was machen denn Sie da?“

2. Lebensmittelfälscher: „Kaviar fürs Volk.“ — („Jugend.“)

— Beruhigend. Dame (ängstlich): „Der Mann vorhin schrie ja so furchtbar; thut das Zahnziehen so weh?“

Zahnarzt: „Ach wo, gar nicht . . . dem hatte ich nur die Rimlade etwas ausgerent!“ —

Notizen.

— Baron Moriz Ritter von Gutmann hat dem Friedrich Wilhelmstädtischen Theater ein paar seiner „Dramen“, wie in den Blättern gemeldet wird, „zur Aufführung überlassen“. Das ist derselbe Herr, von dessen Stück sich vor Jahr und Tag die „Wiener Freie Presse“ einen Bombenerfolg telegraphieren ließ, als es in demselben Theater mit Glanz durchgefallen war. —

— Im Museum für Völkerkunde ist jetzt die reiche Sammlung peruanischer Altertümer, die Professor Waesler von seiner Reise mitgebracht hat, aufgestellt. —

— Max Galsbes neues Drama „Das tausendjährige Reich“ wird nunmehr doch seine Erstaufführung am 30. November im Münchener Hoftheater erleben. —

— Im Lachener Stadttheater hatte eine einaktige Oper „Matbold“ von Reinhold Bedder einen starken Erfolg. —

— Die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ ist einer Theatergesellschaft in Paderborn polizeilich verboten worden. —

— Gründer der Wiener „Freien Bühne“ ist — der größte Wiener Theateragent. So deutlich ist man in Berlin nie geworden! —

— Das staatliche Seruminstitut in Frankfurt a. M. wurde am Mittwochmittag eingeweiht. —

c. Die „Schule des Journalismus“ in Paris wurde am Donnerstag eröffnet. —

— Auf Formosa wurden reiche Goldlager entdeckt. Das Metall befindet sich sowohl in den Alluvialschichten wie im Bette von fließenden Strömen. Sowohl freies Gold wie Gemisch gebundenes kommt vor. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. November.